

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 35

Sonntag den 30. August

1914

Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

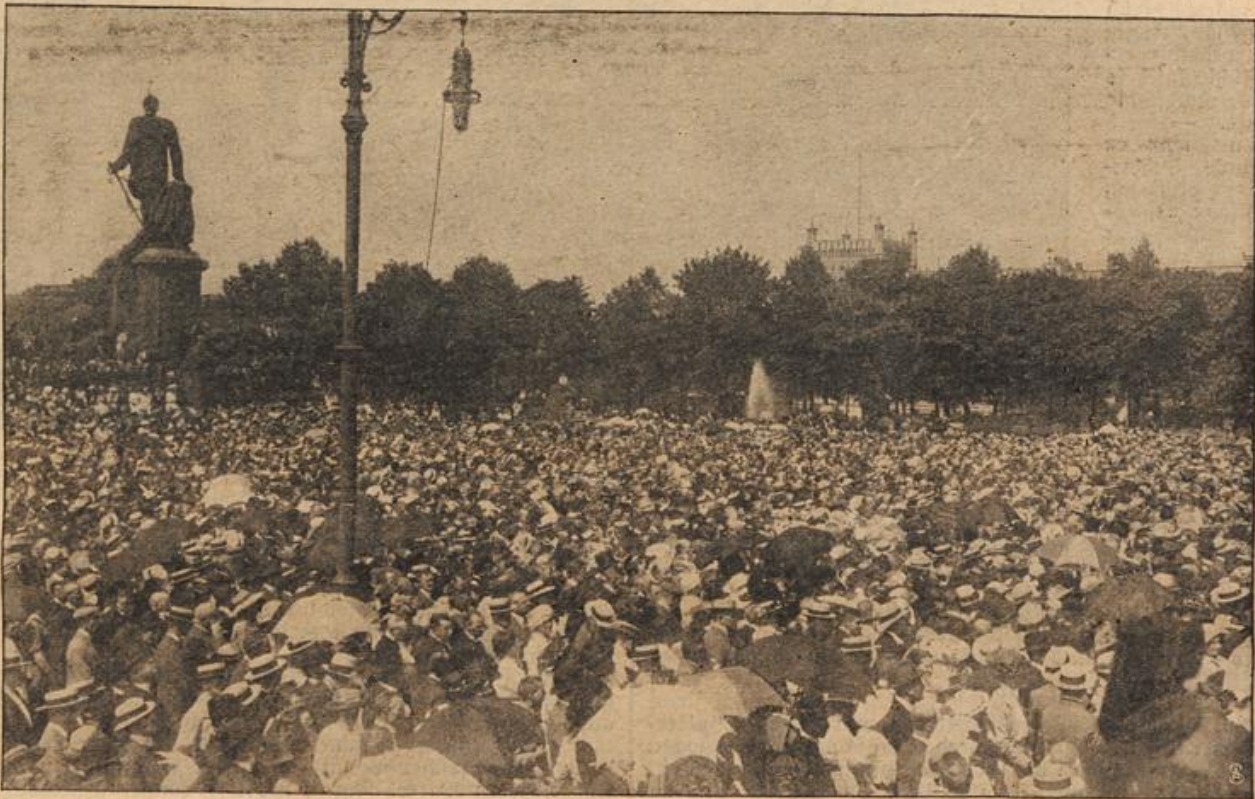
(Nachdruck verboten.)

„Christian, haben Sie denn nicht gehört, daß ich Sie dreimal rief?“ fragte Ella den allzeit mürrischen Diener, als Schiffmann gegangen war und jener sich im Garten, wo sie sich allein befand, blicken ließ. —

fähig. Darum hielt ich es für meine Schuldigkeit, in der Nähe zu sein.“ —

„Das scheint mir eine recht gefuchte Ausrede, Christian.“

„Aber es ist so, gnädiges Fräulein. Der Mensch wollte bestimmt nichts Gutes vom Herrn Kommerzienrat. Das sah ich ihm gleich an seiner Spitzbubenvisage an. Und ich hörte auch, daß er sich drinnen eine ganz unverhämte Beleidigung erlaubte. Er rief sehr laut: „Der Wegelagerer waren Sie, mein Herr!“



Der Gottesdienst am Bismarck-Denkmal in Berlin.

„Nein, gnädiges Fräulein,“ antwortete er kurz und unfreundlich.

„Was sollte ich?“

„Nun habe ich es mir schon allein besorgt. Wo stecken Sie denn wieder? Haben wohl an der Tür gelauscht, wie Sie das so gern zu tun pflegen?“

Ganz rot vor Ärger war des sonst so gutmütigen und nachsichtigen Fräuleins Gesicht bei diesen Worten geworden. —

„Ich habe allerdings an der Tür vom Zimmer des gnädigen Herrn gestanden, da ich nicht wußte, was der angetrunzene Gastwirt von ihm wollte. Der Kerl ist nämlich zu allen Schandtaten

„Wegelagerer?“ fragte Ella im Ausdruck größten Staunens. „Und das ließ Papa sich gefallen?“

Christian zuckte mit merkwürdig dumm-pfiffigem Gesichtsausdruck die Schultern und ging hinein in das Haus.

„Wegelagerer?“ wiederholte sie noch einmal. Was soll denn das? — Natürlich verstand der Lauscher an der Tür etwas ganz Verkehrtcs. Aber was mochte dieser unheimliche Mensch denn nur gewollt haben? Der Papa ließe sich ganz bestimmt von niemandem beleidigen.

Erst als man den Tee einnehmen wollte, erschien Stralau wieder auf der Veranda, wo der Tisch gedeckt war. Wie aus einem

Munde fragten Gattin und Tochter nach dem Begehr Schiffmanns.

„Bettelei, nichts weiter,“ warf er nervös hin. „Der Mensch leidet am Delirium oder am Größenwahnsinn, wie man will. Er möchte, da es mit der Wirtschaft drunten nun nicht mehr recht geht, wieder bei mir angestellt werden. Er war doch früher Moniteur in der Fabrik. Will sich mir sehr nützlich erweisen.“

„Das dachte ich mir,“ sagte Frau Amalie. „Ja, ja, man sieht den Schmugglern jetzt scharf auf die Finger, darum fühlt er sich nicht mehr wohl in seinem Schlupfwinkel. Was jagtest Du ihm denn?“

„Ich redete ihm gut zu, wie man es eben mit solchen Menschen macht. Er war ja in seinem Fache sehr tüchtig. Vielleicht findet er irgendwo eine gute Anstellung. Ich nehme ihn natürlich nicht wieder an, trotzdem er mir sein Glend vom Himmel zu Erden klagte. — Aber war denn Adalbert heute noch nicht da?“

„Nein,“ erwiderte Ella kurz. „Er kommt ja überhaupt nicht mehr so regelmäßig wie früher. Gewiß hat er viel zu tun, das versichert er ja immer.“

„Um, merkwürdig,“ meinte Stralau und stürzte durstig sein Glas Rotwein, das er statt Tee heute zu trinken liebte, hinunter. Dann sprach er, um nicht weiter nach Schiffmann befragt zu werden, von ganz fern liegenden Dingen.

Die Stare schwappten und piffen und musizierten in mannigfaltigsten Tönen im knospentreibenden Birnbaum, süßer Duft wehte von den weißblühenden Ziersträuchern herüber, und ein wundervoller Abend senkte sich lind hernieder. Des Mondes mildes Silberlicht flutete in sanften Wellen durch die im jungen Grün prangenden Kronen der Eschen, spiegelte sich in zitternden Ringen wie ein magischer Schein im blinkenden Fischgeschirr und ließ des Hausherrn Antlitz in geisthafter Blässe erscheinen.

„Ich möchte früh zur Ruhe gehen,“ sagte dieser, sich plötzlich erhebend. „Fühle mich so müde. Das macht die Frühlingsluft.“

Und nun war er allein in seinem Schlafzimmer. Ganz dicht zog er die Vorhänge zu, damit auch nicht der schwächste Strahl vom Mondlichte hereindränge. Dann wanderte er im rosigten Scheine der Ampel Stunde um Stunde auf dem weichen Teppich hin und her und konnte nur das eine denken: Verloren — verloren! — Da klopfte es ans Fenster! Er fuhr zusammen. Wieder! — — Ach, es waren ja nur die Zweige der alten Platane, die leise gegen die Scheiben tippten im sanften Nachthauch. Jedes Geräusch erschreckte ihn. Sein Leben war ihm zur unerträglichen Last geworden.

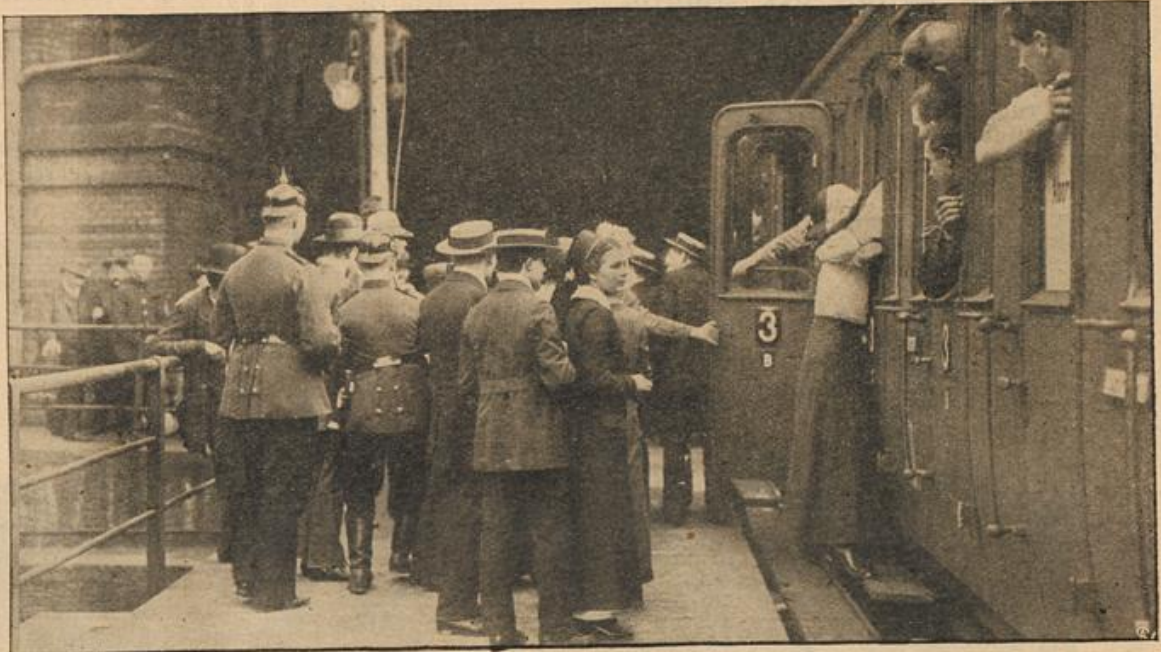
„D, könntest du die Schuld von dir schütteln! Dürftest du tief, tief in einem reinen Quell die arme Welt wiedersehen!“ So seufzte er vor sich hin, und es blieb doch alles wie es war. — —

6. Kapitel.

Fröhliche, barfüßige Kinder mit Kränzen von goldigen Butterblumen und zart rosigen Tausendköpfchen im blonden Haar zogen mit lustigem Sang hinaus in die lachende, sonnige Frühlingswelt. Blütenschnee lag auf Bäumen und Büschen, die Erde strahlte im lieblichsten Festtagsgewand, und wie ein einziger endloser Afford der Freude klang es wunderbar über Höhen und Täler, durch Wald und Feld, durch jede Menschenbrust. Pfingsten stand vor der Tür, Pfingsten das liebliche Fest. In drei Tagen hatte ja die Hochzeit sein sollen in der idyllischen Villa Amalie. Aber nun mußte der Bräutigam heute plötzlich verreisen. Sein Vater war, wie er angab, sehr schwer erkrankt. Man mußte die Vermählungsfeier also aufschieben. Und merkwürdig: die Braut empfand das ganz und gar nicht schmerzlich, sondern atmete sogar, als sie jetzt allein hier draußen im Zauber der Blütenpracht stand, erleichtert auf und sagte leise vor sich hin: „Nun darfst du Pfingsten noch einmal frei und ohne Ketten feiern.“ Niemand hörte das, niemand sah sie unter den duftenden Syringen. Sie war ganz allein: die Eltern hatten in der Stadt zu tun, und der brummige Christian sowie das übrige Gesinde arbeiteten im Gemüsegarten auf der andern Seite der Villa. Wie schön dieses ruhige Alleinsein nach

all der Aufregung, die ihr die letzten Tage gebracht durch die Vorbereitungen zur Hochzeit. Da durfte sie einmal wieder ungestört träumen, ihre Gedanken in weite Fernen schweifen lassen, zurück in vergangene Zeiten der seligen Kindheit. Wie oft, wie oft hatte Werner mit ihr Pfingsten gefeiert und die köstliche Maienzeit genossen! Er liebte die Natur ja sehr. Und nun gehörte er nicht mehr in dieses Haus, das ihm in frühester Knabenzeit zur Heimstätte geworden. Nun irrte er in der Fremde heimatlos umher. Ob er nicht doch wohl manchmal Sehnsucht verspürte? Sie mußte unwillkürlich einen tiefen Seufzer ausstoßen, und wie ein grauer Schleier legte es sich über ihre eben noch so frühlingstfroh strahlenden Augen. Ach, vergessen hatte ihr Herz ihn ja noch immer nicht, und sein Bild würde vielleicht ewig zwischen ihr und ihrem Gatten stehen, mochte sie dagegen auch noch so mutig ankämpfen. Nun klirrte leise die Pforte, und der kleine Seidenpiz mit dem blauen Halsband, der drüben auf dem Rasen hinter einer bunt schillernden Libelle jagte, schlug lebhaft an. Kam da doch ein Störenfried? Unmutig erhob sie sich von der kleinen Steinbank unter dem Fliedergebüsch, um zu sehen, wer dort sei. Ein Bettler war es, ein armer Wicht in Lumpen, dessen dürre, lange, tiefgebeugte Gestalt sich mühsam an einer Krücke vorwärts schleppte. Ja, der Mann mußte kümmerlich daran sein. Der bettelte sicher nicht aus Arbeits-scheu. Sie rief den Hund zurück und eilte, ein Almosen für den Krüppel zu holen. Er grüßte sie ehrerbietig und sagte mit matter Stimme:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, mein gnädiges Fräulein. Aber die Not ist groß.“



Abschied auf dem Bahnhof.

Wie sah sein Gesicht mit den trüben Triefaugen, den vielen Runzeln und Falten und der blauen, großen Nase häßlich aus! — Gewiß war er nicht ohne eigenes Verschulden in seine Not geraten. Doch Ella's mitleidige Seele forschte nicht danach. Sie wollte ihm gern helfen, wie ja Helfen und Rotlindern von jeher ihre Lust gewesen war.

„Wohin Sie in der Stadt?“ fragte sie, als sie ihm nun gegenüber stand, und dabei sprach innige, wohlthuende Teilnahme aus ihren sanften, dunkelbraunen Augen.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich habe keine Wohnung mehr. Aber früher wohnte ich in der Hafengasse, als ich noch in Ihres Herrn Vaters Fabrik arbeiten konnte und noch meine gesunden Glieder hatte. Im verflossenen Jahre stürzte ich von einer Leiter und brach mir zwei Rippen und das rechte Bein. Ich kam in Schmutz und Schande beinahe um. Und nun muß ich betteln gehen.“

„Wie heißen Sie denn?“

„Egon Gruse.“

„Sie wurde nachdenklich: Gruse — Gruse? — Hafengasse? — Maria Gruse — Hafengasse 13. So stand doch auf dem Briefumschlage damals. Sollte dieser Mann etwa der Vater jenes Mädchens sein?“

„Haben Sie nicht eine Tochter, die Maria heißt?“ fragte Ella mit gepreßter Stimme weiter.

„Jawohl, die habe ich. Man nannte sie die „Goldmarie“, und ihr Ruf war nicht gerade gut. Aber nun hat sie mich längst im Stiche gelassen, wie meine übrigen Kinder ebenfalls.“

„Und wo — wo ist sie?“

„Sie ist verheiratet mit einem Dudiker und lebt in sehr unglücklicher Ehe mit ihm.“

„So kennen Sie gewiß auch Herrn Werner Falke, der vor einem Jahre noch Volontär in der Maschinenfabrik war?“

„Und ob ich ihn kenne!“ kam es begeistert über des Bettlers bläuliche Lippen.

„Der edelste, beste Mensch, den ich jemals kennen gelernt habe! O Gott, wäre er noch jetzt hier, dann — stände es besser um mich. Er hat mich damals, als ich in meinem Schmutze hilflos und verlassen lag, besucht und getröstet. Er hat meiner Tochter zwanzig Mark geschenkt für mich. Aber die hat das Geld für Fuß und Tand ausgegeben und mir nur wenige Groschen davon gegönnt. Und nachher, als er schon fort war, wurde mir von einer „Herberge zur Heimat“ auf seine Veranlassung immer noch Suppe geschickt. O, dem jungen Herrn möchte ich die Hände küssen vor Dankbarkeit! Aber ich weiß, wie es gekommen ist, daß er sich mit dem Herrn Kommerzienrat entzweit hat und nun ganz mit Ihrer Familie auseinander ist: Renth, dieser Teufel in Menschengestalt, trug die Schuld daran. Ich habe ihn gewarnt vor dem Mann, denn ich wußte, wie falsch und treulos er war, daß er seinem Herrn betrog und mit dem Wirte vom Mühlental unter einer Decke spielte. Nun, er hat ja seinen Lohn.“

„Und wissen Sie auch, daß man Herrn Falke ins Gerede mit Ihrer Tochter brachte?“

„Ich weiß auch das, gnädiges Fräulein, ich weiß, daß meine Maria selber die Schuld daran trug. Ach, sie ist eine verlogene Person. Auch nicht ein Sterbenswörtlein ist wahr daran. Ja, vielleicht hat Maria gedacht, er wäre wie so viele andere. Mit Bettelstücken hat sie ihn genug beschäftigt, sogar schriftlich noch, als er schon in Freiental war. Und als er ihr dann sehr bestimmt zurück-

gelte längst für tot und zeige mich keinem von ihnen mehr. Als Maschinist auf einem Hamburger Lloyddampfer wurde ich in meiner Schuldennot, in die mich Trunt und Spiel getrieben, zum Diebe. Und seitdem ging es von Stufe zu Stufe bergab mit mir. Aber ich will Sie mit meiner traurigen Lebensgeschichte nicht langweilen.“

„Grüße, Sie sollen mir das alles ausführlich erzählen. Doch nicht heute — ein andermal,“ erwiderte Ella. „Für heute bin ich zu sehr bewegt von dem, was Sie mir über Herrn Falke sagten. Es ist Ihnen ja bekannt, daß er zu unserer Familie gehörte und mir nahe wie ein Bruder stand. Ich werde für Sie sorgen, wie er es getan haben würde. Möge Gott ihn segnen in der Ferne für das, was er Ihnen tat! Ach, wie mag er unter dem Unrecht gelitten haben!“

Die Tränen strömten ihr aus den Augen, während sie sich nun abwandte, um sich ins Haus zu begeben, und ein gar eigenes Gefühl von Seligkeit und Leid zugleich durchbebt ihre Seele. Werner unschuldig, lauter und rein ihr Werner. Kein Wort wahr von dem elenden Geschwäze der Leute. Und dennoch mußte er von ihr gerissen werden. Ach, wenn er ihr doch nur ein einziges Mal geschrieben hätte die ganze lange Zeit! Dann wäre ja vielleicht alles schon vorher klar geworden. Aber warum schwieg er so hartnäckig, warum beantwortete er ihren Brief nicht? Das waren wieder dieselben quälenden Fragen, die sie so oft, so oft schon gemartert hatten.

Ein blankes Goldstück hielt Gruse jetzt in seiner Hand, und noch einmal gab Ella ihm die Versicherung, weiter für ihn sorgen zu wollen. Mit Tränen der Dankbarkeit schied er und pries den Himmel, daß er dieses Engelsbild in Menschengestalt hatte treffen dürfen.



Reservisten auf dem Marsche zum Bahnhofe.

schrieb, daß er wisse, wozu sie das ihr gegebene Geld verwende und ihr darum nichts schiden werde, da haßte sie ihn tödlich und verbreitete über ihn den gemeinsten Klatsch, der ja auch zu des Herrn Kommerzienrats Ohren gelangt sein soll.“

„Gruse,“ sprach Ella mit fliegendem Atem und brennenden Augen, „Gruse, ist das wahr?“

„Bei Gott, es ist wahr, mein gnädiges Fräulein!“

„Haben Sie den Brief selber gelesen?“

„Ich habe ihn gelesen und habe ihn mir sogar aufgehoben, um ein Andenken an den edlen Menschen zu haben. Wenn Sie noch zweifeln, so will ich ihn Ihnen gern zeigen.“

„Und ist der Umschlag zu dem Brief auch noch in Ihrem Besitz?“

„Der Umschlag? — Nein. Aber das ist doch auch höchst unwesentlich.“

„Ja, höchst unwesentlich, Gruse. Ich frage nur so. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Auskunft und glaube Ihnen gern jedes Wort. Aber setzen Sie sich hier auf diese Bank. Das Stehen wird Ihnen schwer. Ich hole Ihnen ein Glas Wein.“

„Das ist sehr gütig, mein gnädiges Fräulein. Doch ich trinke seit fünf Monaten keinerlei alkoholische Getränke mehr. Daß ich ein Bettler und im Leben so tief, so sehr tief gesunken bin, verdanke ich nämlich meinem treuen Freunde, dem Alkohol, dem ich seit meiner Jugend vertraut habe. Erst war's der Wein, dann Bier und Branntwein. Ja, Sie schauen mich verständnislos an, gnädiges Fräulein. Aber es ist wahr: der Mann der jetzt in Lumpen vor Ihnen sitzt, war einstmals ein eleganter Herr. Ich habe eine gute Schule besucht, mein Vater war Arzt in Königsberg in Ostpreußen, ein ehrenwerter Mann, den viele gesegnet haben. Sechs Brüder von mir sind wohlhabende Leute, Ärzte, Kaufleute. Ich

Ella aber kam, als sie nun wieder allein unter den blühenden Syringen saß, nicht mehr los von dem Gedanken an Werner. Wie sehr sie ihn noch heute liebte und was er ihr bis zum letzten Hauche sein würde, wo sie ihn nun frei von Schuld wußte, das fühlte sie zu dieser Stunde nur zu deutlich. Es schien, als sei ihres Bräutigams Bild auf einmal völlig verblaßt in ihrem Herzen. Werner, nur Werner allein lebte darin. Ach, nun wollte und mußte sie etwas über seinen Verbleib erfahren. Es mußte ja Mittel und Wege geben, seinen Aufenthalt zu erkunden, selbst wenn er im Auslande weilte. Aber — lebt er denn überhaupt noch? Die Frage drängte sich auf einmal mitten in ihre Pläne, und ihr Herz ward so tränenschwer, trotz des lachenden Frühlingstages, daß sie ihr Weh hätte laut hinausschreien mögen über die blühenden, grünenden Blüten. — — —

Nun waren die Eltern zurückgekehrt. Der Papa begab sich sofort in sein Zimmer, die Mama aber blieb bei ihr im Garten, sah ihre rotgeweineten Augen und wußte bald, was ihr Herz bewegte, was sie von dem Bettler erfahren. Von neuem brachen die Tränen aus ihren Augen, und in leidenschaftlichem Tone rief sie mit bebender Stimme aus:

„Ihr habt versucht, Werner mit Gewalt aus meinem Herzen zu reißen! Du hast mir den Briefumschlag gezeigt, Mama, und Du warst so fest von seiner Schuld überzeugt. Warum erkundigtet Ihr Euch denn nicht gleich genau? Ach, Mama, Ihr habt ihm schweres, schweres Unrecht getan, habt nicht wie treue Eltern an ihm gehandelt! Warum nahmt Ihr ihn denn erst in Euer Haus, wenn Ihr ihn später grundlos von Euch stoßen wolltet? Nun habt Ihr Euren Willen: Ich bin Adalberts Braut, Pfingsten hätte die Hochzeit sein sollen. Aber ob uns das Glück bringen wird — ich

wiß es nicht. Ich bin ganz und gar irre geworden an allen Menschen. Ich traue auch meinem Bräutigam nicht mehr."

So ganz außer sich hatte Frau Amalie ihre Tochter noch niemals vorher gesehen. Und sie vermochte die Erregte nicht zu beruhigen, denn ihr mütterliches Herz war erschüttert, sie fühlte eine schwere Schuld darauf gewälzt und hätte am liebsten selber laut weinen mögen, während ihr Mund dürre Trostes- und Entschuldigungsworte stammelte. Man könne ja so einem verwahrlosten Menschen auch nicht gleich aufs Wort glauben, fügte sie hinzu. Aber sie würde für eine genaue Untersuchung Sorge tragen und den Papa zu Nachforschungen über Werners Verbleib bestimmen. Das war wenigstens ein Trost für Ella. Doch wenn es auch glücken sollte, den Verstoßenen noch einmal in ihr Elternhaus zurückzurufen, sie war ja doch des andern Braut und durfte ihm nicht angehören. Adalbert gehörte ihr Wort. In wenigen Wochen würde sie dieses Mannes Gattin sein, trotzdem sie ihm nicht volles Vertrauen schenkte und keine wahre Liebe für ihn empfand.

Heute machte die Mama keinen Versuch mehr, ihre Tochter davon zu überzeugen, daß Adalbert der ritterlichste, edelstehendste, vornehmste Mensch von der Welt sei. Hatte sie ja doch erst eben in der Stadt von guten Freundinnen ein Gerücht vernommen, laß ihr viel zu denken gab: der Assessor sollte Schulden haben,

große Schulden und ein leidenschaftlicher Spieler sein. Das Gerüchte könnte ja auf elenden Klatsch zurückzuführen sein. Doch immerhin beunruhigte es sie nicht wenig.

Es war, als sei eine trennende Kluft zwischen Mutter und Tochter getreten auf einmal. Elass Gutenachtgruß klang frostig, und der Kuß, den sie der Mama auf die Lippen drückte, schien dieser lange nicht so innig wie früher. Ach, wo waren die guten Geister dieses Hauses denn geblieben? So vieles, so sehr viel's hatte sich in einem Jahre geändert. Man verstand sich nicht mehr, beinahe schien es, als laste ein düsteres Geheimnis über der Villa Amalie.

Soviel hatte Ella wenigstens erreicht, daß die Mama für Grues Aufnahme in ein Armenasyl stimmte und sich bereit erklärte, den Mann zu unterstützen, wenn etwa dort zurzeit kein Platz frei sein sollte. Das teilte sie ihm mit, als er sich tags darauf wieder einfand, um ihr den arg verschmutzten Brief von Werners Hand zu zeigen. Auch die Frau Kommerzienrat hatte mit ihm eine lange Unterredung und zweifelte nachher nicht mehr daran, daß er die volle Wahrheit sagte. Es sollten bessere Tage beginnen für den reumütigen Sünder. Freilich durfte er sich der Wohltaten nicht lange erfreuen, denn schon nach Jahresfrist raffte der Tod ihn dahin.

(Fortsetzung folgt.)



Die Volksmenge bringt dem Kronprinzenpaar (x) in Berlin begeisterte Huldigungen dar.

Der Rhein bleibt deutsch!

Der Rhein bleibt deutsch! Wollt ihn französisch haben?
So kommt doch her und packt die Waffen an!
Solange hier noch deutsche Heldentnaben
Sich seiner freuen, rührt Ihr ihn nicht an!!
Du deutscher Rhein, so stolz und gut,
Wir schützen Dich mit unserm Blut.

Der Rhein ist deutsch! Fragt seine Söhne alle!
Sie künden's Euch mit frohem, stolzem Blick.
Sie sind bereit, mit ihrem Leibeswalle
Zu schützen ihn vor Feindes Bier und Lüd!
Du schöner Rhein, so lieb und gut,
Wir schützen Dich mit unserm Blut!

Der Rhein war deutsch! Schon Roma hat's erfahren;
Als es nach ihm hat ausgestreckt die Hand,
Hat Hermann es mit seinen Heldenscharen
Dort blutig hingestrecktet in den Sand.
Du stolzer Rhein, so frei und gut,
Wir schützen Dich mit unserm Blut!

Du Rhein bleibst deutsch! Wir schwören's heut' aufs neue,
Bei Deinem Wein in seiner Feuerhut,
Zu lieben Dich in alter Kraft und Treue,
Zu schützen Dich mit unserm Herzensblut!
O, lieber Rhein, o, deutscher Rhein,
Für Dich sey' ich mein Leben ein!

Brig T heissen.

Worte des alten Fritz.

„Den Neid ganz Europas haben wir auf uns gezogen und alle unsere Nachbarn rüdrig gemacht. Wenn aber die Ehre des Staates Euch zwingt, zum Degen zu greifen, dann falle er auf Eure Feinde als der Blitz und der Donner in einem.“
(Politisches Testament des alten Fritz.)

„Seit der Liga von Cambrai sah man keine Verschwörung gleich der dieses infamen Dreibundes gegen mich; es ist ruchlos, es ist ein Schandfleck der Menschheit. Sah man je, daß drei Staatsoberhäupter sich zusammensetzten, um ein viertes, das ihnen nichts zufügte, zu vernichten? Ich hatte keine Händel mit Frankreich, keine mit Rußland. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Leute ihren Nachbarn überfallen, werden sie mit Richterpruch gerädert. Wie! Fürsten, die in ihren Reichen diese Gesetze achten, geben ihren Völkern ein so schönes Beispiel? O Zeiten! O Sitten! Wahrlich, besser wäre es, inmitten von Tigern und Leoparden zu leben, als in einem Zeitalter, das sich gestittet, inmitten von Heuchlern, Räubern und Treubrechern . . . Schwer ist die Arznei, allein große Uebel heilsamen harte Kuren.“
(An seine Schwester Wilhelmine.)

„Nur Bagemut führt zu großen Dingen. Mit dem Trost und dem festen Willen, allen Maulschellen zu geben, die sich in den Weg stellen, kann man Hölle und Teufel trotzen, ruhig die Zeitung lesen, den Aufschneiderien der Feinde lauschen und gewiß sein, daß man mit Ehren bestehen wird.“
(An den Prinzen von Preußen.)

„Dieses Jahr wird man sehen, was Preußen ist und wie wir durch unsere Kraft und unsere Mannzucht mit dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen und der Überzahl aller derer fertig werden, die uns entgegentreten.“
(An Wilhelmine.)

„Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ehren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dransetzen; eine gute Husche, so wird alles klar werden.“
(Zu Winterfeldt.)

„Fürchtet nichts für uns! Auf eine harte Probe stellen mich meine Gegner, aber meine Kraft ist ihrem bösen Willen gewachsen.“
(An Amalie.)



Die Oesterreicher vor Belgrad.

„Wird man einen Wanderer anklagen, gegen den drei Straßenräuber sich mit ihren Helfershelfern verschworen haben, und der im Winkel eines Forstes, durch den seine Geschäfte ihn führten, hinterrücks überfallen wird? Wird alle Welt nicht lieber aufstehen und die Verbrecher gefangen nehmen? Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt bewertet unser Tun nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolge. Was bleibt uns also? Wir müssen erfolgreich sein!“
(„Apologie meines politischen Verhaltens.“)

„In diesen harten Zeiten heißt es, sich mit Eingeweiden von Eisen wappnen und mit einem Herzen von Stahl, um alles Gefühl zu vergessen. Die armen Schüler des Epiturs können jetzt nicht einen einzigen Satz ihrer Weisheit an den Mann bringen. Mein Lieber, Philosophie mag gut sein, um vergangenes oder kommendes Leid zu besänftigen; aber die jetzigen Leiden besiegen sie.“

„Wie, Herr, was lesen Sie in meinem Gesicht? Sieht meine Nase aus, als wäre sie gemacht, Nasenstüber zu empfangen? Bei Gott, ich werde sie nicht hinnehmen.“
(Zum englischen Gesandten Mitchell.)

Die Braut des Todes.

Novelle von H. Lengauer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine schwüle Sommer-Regennacht!

Im Garten tropfte es von den Bäumen, ein einförmiger, rieselnder Laut; einlullend und zugleich erregend.

Sehnsucht lag in der feuchtwarmen Luft, sehnsüchtig klopfen die dicken, fleischigen Knospen der Rosen, vom Atem der Nacht bewegt, gegen das Gelände des Spaliers vor dem Fenster, und das zitternde, feine Blattgäste der Schlingpflanzen streifte herein, getragen vom leichten Windhauche.

Cecco lag wach auf seinem Lager und sog gierig die reine Luft ein, die aus dem Garten hereinstrich. Sie tat seinen Lungen so wohl, sie erquickte und stärkte ihn.

Im Bette nebenan schlief Mutter Barbarina den tiefen, traumlosen Schlaf des Alters und der Ermüdung. Cecco hörte ihre gesunden, gleichmäßigen Atemzüge. Ach, er hätte sie so gerne geweckt und mit ihr geplaudert, von allem dem, was sein Herz seit dem Tag erfüllt, an dem er die holde, kleine Nina beim Strichenspielen geschaut hatte.

Das herrliche Bild stand noch immer vor seiner Seele! Wie traurig, so krank, so allein zu sein, wenn man jung und lebens-

durstig ist! Wie schwer ist es, alle Liebe, alle Sehnsucht unterdrücken zu müssen!

Alle seine gleichalterigen Freunde und Kameraden hatten bereits ihr Schätzchen. Einige waren schon verheiratet und besaßen liebe, kleine Kinderchen. Nur er allein war krank, einsam, zu aller Untätigkeit verdammt . . .

Und der Neid und der Unwillen über die eigene Hilflosigkeit traf die gereizten Nerven des einsamen Kranken wie ein körperlicher Schmerz. Er knirschte mit den Zähnen und schrie laut auf. Mutter Barbarina regte sich und hob den Kopf. „Was wünschst Du, mein Herzenssöhnchen?“

Cecco lachte unheimlich gellend.

„Was ich wünsche, Mutter? Du weißt es längst! Gesund sein will ich, jung, kraftvoll, wie andere auch.“

Mutter Barbarina erschrak.

„Das steht doch bei der Madonna . . . mein Herzenskind, wir können nichts machen.“ . . .

Cecco lachte abermals vor Wildheit auf.

„Bei der Madonna meinst Du, nein . . . ich sage Dir, es steht bei Ninetta . . . bei ihr allein. Sie kann mich gesund machen.“

Mutter Barbarina betrauerte sich entsetzt.

„Die süße Madonna vergeblich Dir Deine Frevelworte“ . . .

Cecco aber achtete nicht auf sie, nicht auf ihre Worte. Wie im Traume flüsterte er:

„Ach, es wäre so schön, wieder gesund zu werden, wieder ein ganzer Mensch zu sein, wieder rauschen zu hören den gewaltigen Strom des Lebens.“

Und wie verzückt starrte er zur niederen, geweihten Decke empor, als sähe er dort eine Erscheinung. „Komme . . . komme zu mir, meine Nina! Ich will nicht sterben . . . nicht entsagen . . . nicht hoffnungslos verschmachten. Mein Weib sollst Du werden und glücklich wollen wir sein“ . . .

Und er breitete die mageren Arme in die leere Luft aus. Es war ihm in diesem Augenblick, als erwache er aus dumpfer Betäubung zum vollen Leben, als schüttle er einen Bann ab, der ihn lange bedrückt; er fühlte seine Liebe und Sehnsucht wie eine gewaltige Macht, und er glaubte, diese Macht müsse ihm Gesundheit und kraftvolle Jugend wiedergeben können.

Mutter Barbarina war längst aus dem Bette gesprungen, hatte eilig die Kleider angezogen, Licht gemacht und versuchte jetzt, in kaltes Wasser getauchte Tücher um Ceccos Kopf zu wickeln, denn sie dachte nicht anders, als das Fieber habe mit neuer Gewalt eingesetzt. Seine Reden hielt sie für wirre Phantasie, seine erwachende Leidenschaft war ihr unverständlich. Mit kaltem Wasser glaubte sie die Lebensnot ihres Kindes, die zu ihr schrie, zu besänftigen und zu heilen.

„Cecco, mein Liebling, das Fieber ist zurückgekehrt, Du siehst Gespenster.“

„Nein, nein, Mutter . . . keine Gespenster, was ich erblicke, ist Schönheit, Leben und Jugend . . . es ist Ninetta.“

Der Kranke befand sich wie in einem wilden Rausche, der seine Wangen rötete und seine erloschenen Augen wieder glänzend machte.

Mutter Barbarina strich lieblosend mit den alten zitternden Fingern über das spärliche Haar, das schweißbenetzt tief in die Stirne hinein hing.

„Beruhige Dich doch, mein Kindchen, was ist es mit Nina? Was willst Du von Nina?“

Cecco haschte nach den Händen der alten Frau. „Ach, Mutter . . . mein liebes kleines Mütterchen. Erzähle mir von Nina. Ich habe ein unendliches Verlangen, daß sie mir gut sei, daß sie immer bei mir bliebe. Es tötet mich, sie nicht um mich zu sehen, und wenn Du mich gesund haben willst, so hole Nina, sie wird mich gesund machen“ . . .

Und mit unendlich weicher, halberloschener Stimme versuchte Cecco jetzt ein altes Mädchenlied von der Liebe zu singen, in dem es heißt:

„Piu forte . . . piu forte

Che la morte, che la morte“ . . .

„Ja, Mutter, stärker als der Tod ist die Liebe.“ Und plötzlich verhällte Cecco sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. Das war zu viel für Mutter Barbarina! Sie raufte sich, ebenfalls weinend, die wirren Haare. Was hatte sie da angestellt! . . .

O, warum mußte sie ihm dieses Mädchen zeigen? Sie glaubte ihm eine Freude zu machen, und nun verzehrte sich der Totkranke in heißer Liebe zu ihr. Sie fühlte ein unsägliches Mitleid mit dem Sohne.

Was mußte jetzt geschehen, wie das Mädchen herbeischaffen? Mutter Barbarina war eine kluge Frau. Sie kannte das Leben und die Menschen, sie wußte auch die Macht des Geldes zu schätzen.

Ninettas Eltern waren arm. So schön das Mädchen auch war, einen Freier würde sie ohne Mitgift doch kaum finden.

Fast noch ein Kind, konnte es nicht so schwer sein, sie zu überreden, ins Haus zu kommen. Gab sie dem armen Cecco die Gesundheit wieder, wie dieser sicher glaubte, so sollte ihr die Kleine sogar als Schwiegertochter willkommen sein . . .

Der Tag begann schon zu grauen, als Mutter Barbarina ihr Lager wieder aufsuchte.

Cecco war schon längst ermüdet eingeschlafen. Er lächelte friedlich und glücklich im Traume, seine Stirne war kühl, sein Atem ging ruhig.

Mutter Barbarina schöpfte neuen Mut! Ach, wenn es noch möglich wäre, wenn es gelänge, den Tod zu verschweigen, der seine düsteren Fittiche schon um ihr Teuerstes gebreitet hatte! Wenn der Kalte, der Starre, der Bleiche zu verjagen wäre von einem lachenden Kind und seiner treuen, opfermutigen warmen Liebe. Liebe ist ja stärker als der Tod!

Und mit dem heißen Wunsch, es möge ihr gelingen, das Herz der holden Kleinen Ninetta für den Kranken zu gewinnen, schlief Mutter Barbarina endlich ein.

Es war die Zeit der Ginsterblüte. Gelbflimmerndes Leuchten lag über den weiten Wiesen; um alle Felskreuze schlängten sich



Montenegro macht auch mobil: Das montenegrinische Grenzort Virbazar.



In einem serbischen Feldlager.

Ginstergewinde, und in den Kirchen stecken zu beiden Seiten der Altäre große leuchtende Büschel des goldfarbenen Krautes.

Nina war mit den jüngsten ihrer Geschwister hinaus in die blühenden Felder gezogen, um Kränze zu winden. Als sie des Mittags von zu Hause weggegangen, war alles wie sonst. Keines der Kinder war satt geworden vom spärlichen Essen, der Vater



Zur Nottragung des Prinzen Oskar von Preußen.

Das jüngste Brautpaar am deutschen Kaiserhofe, Prinz Oskar von Preußen und Gräfin Ina Marie von Barnewitz, wurden am 31. Juli aus Anlaß der Verkündigung des Kriegszustandes im Schlosse Bellevue zu Berlin getraut. Die junge Frau erhielt vor der Trauung den Titel einer Gräfin von Ruppin.

ging brummend wieder an die Arbeit, die Mutter wusch weinend in der Küche das Geschir auf, denn ihre bescheiden vorgetragene Bitte um etwas Geld war wieder in rauhester Form zurückgewiesen worden. Die Großmutter saß seufzend in der Ecke, murmelte Bibelsprüche vor sich hin und behauptete, von niemandem widersprochen, daß das Beste vom Leben das Sterben sei, weil man dann nichts mehr brauche.

Und aus diesem Jammer heraus hatte Nina die Geschwister mit in die blühende, lachende Heide genommen. Wie erstaunt war sie aber, als sie abends beim Heimkehren die Lage vollständig verändert fand.

Auf dem weißgedeckten Tische standen Teller mit Eierkuchen, die die Mutter soeben in ausreichender Zahl für die Kinder gebacken hatte. Neben an lehnte ein Korb voll Obst. Draußen in der Küche brodelte Öl am Herde. Es sollten Fische für den Vater gebraten werden, und dazu gab es prächtigen, dunkelroten Landwein, der in strohummwundenen Flaschen in der Ecke des Fensters stand.

Nina glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen.

Die Kinder machten sich ohne Strupel über die Kuchen und das Obst her, Nina aber konnte nicht umhin, die Großmutter auszuforschen, wie denn das alles so gekommen sei.

Sie erfuhr nun, daß bald nach ihrem Weggange Mutter Barbarina hier gewesen sei, und daß von dieser lieben, gütigen Frau der reiche Segen stamme.

Später rief die Mutter Nina in die Küche und zeigte ihr in ihrem schmutzigen, halbzerzerrten Geldbeutelchen zwei blanke, nagelneue Goldstücke.

Die seien von Mutter Barbarina eigens für Nina bestimmt worden, um ein neues Kleid dafür zu kaufen, berichtete die Mutter

freudig bewegt. Die Aussicht auf ein neues Kleid hatte nun Nina beinahe närrisch vor Freude gemacht.

Sie tanzte in der Stube umher, küßte abwechselnd die Mutter, die Großmutter, die Geschwister in toller, ungestümer Weise, so daß diese Mühe hatten, sich ihrer trunkenen Ausgelassenheit zu erwehren.

Diese Freude war auch einigermaßen gerechtfertigt, denn noch niemals in ihrem Leben hatte Nina ein neues Kleid bekommen.

Sie erhielt die abgetragenen Röde der Mutter gekürzt, geflickt, gewaschen und durfte dieselben so lange tragen, bis sie dieselben ihrerseits wieder den kleineren Schwestern vererben mußte, für welche dieselben dann wieder gekürzt, geflickt und gewaschen wurden.

Etwa zwei Wochen darauf kamen wirklich die im nahen Städtchen bestellten Kleidungsstücke an. Die ganze Familie umstand Nina, die sich vor dem kleinen, halbblinden, zerbrochenen Spiegel stellte, sich drehte und wendete wie ein Pfau und sich nicht satt sehen konnte an der eigenen Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mahnruf des deutschen Kronprinzen.

Einen ehernen Klang haben heute die Worte, mit denen der deutsche Kronprinz das Vorwort des von ihm herausgegebenen Buches „Deutschland in Waffen“ schloß: „Mehr als andere Länder ist unser Vaterland darauf angewiesen, seiner guten Wehr zu vertrauen. Schlecht geschützt durch seine ungünstigen geographischen Grenzen, im Zentrum Europas gelegen, nicht von allen Nationen mit Liebe beobachtet, hat das Deutsche Reich vor allen anderen Völkern unserer alten Erde die heilige Pflicht, Heer und Flotte stets auf der größten Höhe der Schlagfertigkeit zu erhalten. Nur so, auf das gute Schwert gestützt, können wir den Platz an der Sonne erhalten, der uns zusteht, aber nicht freiwillig eingeräumt wird. Und deshalb muß ein jeder, dem seine Heimat lieb ist und der an eine große Zukunft unseres Volkes glaubt, freudig mitarbeiten für sein Teil, daß der alte soldatische Geist unserer Väter nicht verloren geht, nicht von des Gedankens Blässe angetränkt werde. Denn das Schwert selbst macht die Sache nicht allein, sondern der in Übung gestählte Arm, der es führt. Jeder einzelne von uns muß sich waffenfähig erhalten und auch innerlich vorbereitet sein auf die ernste, große Stunde, da der Kaiser zu der Fahne ruft. Auf jene Stunde, da wir uns nicht mehr selbst, sondern nur noch dem Vaterlande mit all unsern geistigen und körperlichen Kräften gehören; da all diese Fähigkeiten zur höchsten Anspannung gebracht werden müssen zu jenem „Willen zum Siege“, der noch niemals in der Geschichte erfolglos gewesen ist. Wenn so das ganze deutsche Volk entschlossen ist, Gut und Leben freudig einzusetzen, dann kann die Welt voll Teufel sein und gegen uns in Waffen stehen, und wir wollen mit ihr schon fertig werden, und wäre die Not der Stunde



Gehr. von Schoen,
deutscher Botschafter in Paris.



Fürst von Lichnowsky,
deutscher Botschafter in London.

noch so groß. Dann halten wir's mit dem Herolde des neuen Deutschen Reiches, mit Emanuel Geibels zuversichtlichen Versen:

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zornigemut mit scharfem Hieb
Dem Trug des Fremdlings wehrt.

So blieb die Schlacht als leht' Gedacht
Auf Leben und auf Tod.
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.

Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden.

Ein Protest englischer Gelehrter gegen Englands Krieg mit Deutschland. In der „Times“ vom 1. August befindet sich ein nachdrücklicher Protest einer Reihe hervorragender englischer Gelehrter gegen Englands Krieg gegen Deutschland, der uns bezeugt, daß die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit denn doch auch jenseits des Kanals sich erhoben hat, freilich ohne die erwünschte Wirkung zu erreichen. Der Aufruf der Gelehrten lautet:

Wir erblicken in Deutschland ein Volk, das in Künsten und Wissenschaften führend ist, und wir alle haben von deutschen Forschern gelernt und lernen noch immer von ihnen. Krieg gegen Deutschland in Serbiens und Rußlands Interesse ist eine Sünde gegen die Gesittung (will be a sin against civilization). Sollten wir mit Rücksicht auf unsere Verpflichtungen unglückseligerweise in den Krieg hineingezogen werden, so könnte Vaterlands- liebe unseren Mund schließen, aber in der augenblicklichen Lage halten wir uns für berechtigt, Protest zu erheben gegen die Hineinziehung in den Kampf wider ein Volk, das uns so nahe verwandt ist und mit dem wir so vieles gemeinsam haben. — Ehre den Männern, die in dieser verantwortlichen Stunde ihre Stimme für Recht und Wahrheit erhoben haben. Ihre Namen sind die folgenden: Professor des Arabischen an der Universität Cambridge C. G. Browne; Professor der Theologie zu Cambridge F. C. Burkitt; Professor J. E. Gillin Carpenter, Oxford; Professor J. J. Hoates-Jackson von Jesus College, Cambridge; Rektor N. Latimer Jackson; Professor Kirkopp Lake; Professor W. M. Ramsay, früher an der Universität Aberdeen; Professor W. B. Selbie, Oxford; Professor der Physik J. J. Thomson, Cambridge.

Die Erhaltung heimatischer, volkstümlicher Flurnamen. Das preussische Landwirtschaftsministerium hat eine sehr dankenswerte Anregung auf dem Gebiete der Heimatpflege gegeben, indem es auf die tunlichste Erhaltung der schönen alten, im Volksmunde gebräuchlichen Flurnamen hinzuwirken sucht. Zu diesem Zwecke sind Generalkommission und Ansiedlungskommission angewiesen worden, ihren Vermessungsbeamten bei den Katasterarbeiten die alten Flurnamen im weitesten Umfange zur Berücksichtigung zu empfehlen. Mit einem solchen Entschluß erfährt die Heimatpflege eine weitere energische Förderung, von der man sich gute Erfolge versprechen darf. Die mit der Vermessung der Feldmarken und Fluren beschäftigten Beamten werden also

in Zukunft nicht nur zu prüfen haben, ob die in den Katasterarbeiten und Büchern angegebenen Bezeichnungen bei dem Auseinanderlegungs-, Rentenguts- und Ansiedlungsverfahren bezüglich ihrer Übernahme in neue Karten und Akten zu erhalten sind, weil sie unter den Beteiligten gebräuchlich, und ob ihre Schreibweise heute noch sinntensprechend ist, sondern es wird ihnen auch obliegen, festzustellen, ob nicht etwa andere Namen für weitere Teile der Feldmarken im Volke leben, für die keine Katasterunterlagen vorhanden sind. Es ist besonders zu begrüßen, daß diese Anregung des Landwirtschaftsministers in die gleiche Zeit fällt, da vom Kultusministerium ein energischer Vorstoß zur Erhaltung alter Kirchen als Denkmäler der heimatischen Baukunst unternommen wurde. Beide Vorgehen lassen deutlich erkennen, welchen Wert man an den maßgebenden Stellen

wohner des Westens. Es gibt wohl Mandarine, die auf ihrer Tafel eine Unzahl von Gerichten haben, aber viele dieser Gerichte begnügt sich damit, von einem besonders gut zubereiteten Gericht, dessen Geruch seine Nase kitzelt, ein oder zwei Bissen zu nehmen. Dazu kommt, daß zwischen den einzelnen Gerichten lange Pausen sind, die die Gäste dazu benützen, zu rauchen, geistreiche Gespräche zu führen oder lustige Anekdoten zu erzählen. Sängerinnen oder Geißhas sorgen weiter dafür, den Gast zu unterhalten und damit die Verdauungstätigkeit anzuregen. Bei den europäischen Tafeln bestreitet dagegen zumeist ein einzelner die Kosten der Unterhaltung. Es ist das irgendein lebhafter Herr, der sich angelegen sein läßt, allerlei Scherzreden zu erzählen, die aber nur die Nächsten verstehen können, da sich seine Stimme in dem Gewirr der leise

geführten Tischunterhaltung der andern verliert.“ Wu-Ting-Fang findet weiterhin, daß die Europäer bei Tisch zu viel Wein trinken, als daß sie fähig wären, den Reiz einer Unterhaltung zu würdigen.

Der Grund. „Ja, warum ist denn die Kathi aus ihrer Stelle in der Stadt fort?“ — „Ja, weißt, bei den Herrschaften gab's zu seines Esen.“ — „Na, das ist doch kein Grund.“ — „Aber sie sollt's doch lochen!“
Empfindlich. Richter: „Der Angeklagte hat Sie einen Beduinen genannt, das ist doch aber noch keine Beleidigung.“ — Kläger: „Allerdings nicht. Aber bei seiner mangelhaften Bildung meint er damit einen Kaffer.“
Das Echo. „Höre doch, Mann, das wundervolle Echo!“ — „Ja, famos, da behältst Du wenigstens nicht das letzte Wort.“

Die böse Tante. „Warum weinst denn, Peperl?“ — „Tante Gulalia hat mich geschlagen.“ — „Ja, warum denn?“ — „Sie hat mich gefragt, was ich einmal werden will, und da hab' ich gesagt, ein Junggeselle.“
Tagierung. „Eine schicke Person, die Marga, sie hat ein gewisses Etwas.“ — „Tja, und hat sie auch etwas Gewisses?“

Räsel.

Ich bin ein König, aber ach!
Stets bricht der Krieg in Wettern auf mich los.
Mein Hof ist mir getreu und stellt mich selten bloß,
Doch eines Dieners Fall zieht oft den meinen nach.
Erhebt mich auch mein Feind oft selbst von diesem wieder,
So wirft er, wenn er kann, mich gleich aufs neue nieder.

Auflösung des Räfels in voriger Nummer.

Kopf.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geich vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocnen, Eln (Ruhr).



Karte zum österreichisch-serbischen Konflikt.

neuerdings der Heimatpflege beilegt als einem wertvollen Faktor zur Stärkung des heimatischen und vaterländischen Sinnes.

Ein chinesischer Staatsmann über europäische Diner. Wu-Ting-Fang, der als Gesandter Chinas in den Vereinigten Staaten und später als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten seines Landes wirkte, veröffentlicht in einer englischen Monatschrift interessante Bemerkungen über die verschiedene Art, mit der man im fernsten Osten und im fernen Westen tafelt. „In Amerika“ — er lernte das Leben des Westens nur in Amerika kennen — „trägt man eine außerordentlich große Zahl von Schüsseln auf,“ schreibt der chinesische Beobachter, „die Speisen sind aber so vorzüglich, daß man der Versuchung, zuzulangen, nicht widerstehen kann. Daher kommt es auch, daß der enthaltsamste Mensch mit Begeisterung alles mögliche herunterklingt, so daß ihm schließlich recht übel wird. Gaumen und Magen, die nach dem Naturgesetz in untadeliger Harmonie bei der Ernährung des Menschen zusammenarbeiten sollen, geraten dabei in Meinungsverschiedenheiten, und die Berirrungen des Gaumens üben mit all ihrem Gewicht einen schweren Druck auf den Magen aus. Die Chinesen haben im übrigen nicht den gesunden Appetit der Be-